

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 15

Artikel: Was muss nach dem Frieden bei uns geschehen?

Autor: Keller, P.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ständen noch latente Kräfte panslawistischer Empfindung wachzurufen und damit die russische Kriegsenergie aufs neue zu beleben, ganz abgesehen davon, daß auf dem östlichen Kriegsschauplatze Witterung und Geländezustand größeren Truppenbewegungen noch keineswegs günstig sind. Offensivabsichten der Entente verbieten sich vorläufig aus dem Grunde, weil man ohne ganz klar zu sehen, über seine Reserven nicht frei verfügen kann und vorzeitig auch wohl nicht verfügen will. So ist es keineswegs unmöglich, daß auf den europäischen Kriegsschauplätzen die schon längst in Aussicht gestellte große Offensive noch weiter auf sich warten läßt und daß ihr Eintritt, ihre örtliche und operative Gestaltung davon abhängt, wie sich zur Zeit die Dinge in Rußland gestalten.

Der ganze Vorgang liefert aufs erneute den Beweis, wie sehr im Kriege die Entwicklung der Operationen von den Umständen abhängig ist, und wie wenig es daher möglich ist, die Gestaltung der Kriegführung auf weite Zeit im voraus zu bestimmen. Wer diesen Faktor unberücksichtigt läßt, der wird je länger je mehr in Widersprüche und Irrtümer verstrickt werden. —t.

Was muß nach dem Frieden bei uns geschehen?

V.

Wohl kein Mensch bei uns hatte die ungeheure Bedeutung auch nur entfernt geahnt, welche die technischen Hilfsmittel des Krieges erlangen würden, als 1914 die Armee sollte die Probe leisten auf das, was in jahrzehntelanger Arbeit war aufgebaut worden. Wohl war die Bedeutung der schweren Artillerie des Feldheeres erkannt. Wohl hatte der russisch-japanische Krieg die Ansichten über die Feldbefestigung und ihren Wert geändert. Aber man glaubte nach dessen Erfahrungen auch, der permanenten Befestigung wieder mehr Lebenskraft zusprechen zu sollen, nachdem Port Arthur mit geringen Mitteln so lange den heftigsten Anstürmen hatte widerstehen können. Es gab auch viele Stimmen, die den dortigen Erfahrungen nicht allzu große Bedeutung wollten beimessen wissen, weil dort die Verhältnisse so ganz andere seien, als sie je auf europäischen Kriegsschauplätzen würden sein können. Man war auch all' dem dort gesehenen „Neuen“ gegenüber skeptisch, weil man kurz vorher die Irrungen des Burenangriffes durchgemacht hatte.

Gewisse Einflüsse aber machten sich doch auch bei uns, wie bei den umliegenden Armeen geltend, nur entsprechend unserer finanziellen Leistungsfähigkeit zögernder und in geringerem Maße. Ihre Folge war die Einführung der Infanteriemaschinengewehre und die Verstärkung der Artillerie durch Haubitzen, die Vorbereitung der Umbewaffnung der Fußartillerie und andere Dinge, die noch vor dem Kriege waren in die Wege geleitet worden. So wurde auch der Anwendung der Feldbefestigung, namentlich theoretisch, wieder mehr Beachtung geschenkt. Indirekt ist ja auch unsere neue Heeresorganisation eine Folge der dort als richtig erkannten Kriegslehren, wenn man vielleicht auch nicht wagte sie in ihrer ganzen Konsequenz in sich aufzunehmen.

Aber die Entwicklung, die wir nun erlebt haben, war nicht vorzusehen, und das ist vielleicht in einer Beziehung gar kein Nachteil: dadurch wurde

verhindert, daß im Verhältnis zu unsern beschränkten Mitteln auf Kosten der Ausbildung und des Feldheeres zu sehr nur auf Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel war hingearbeitet worden. Noch heute kann nicht verkannt werden, daß die Gefahr, der technischen Bewaffnung und den Befestigungen eine zu hohe Bedeutung beizumessen, nicht ganz überwunden ist. Noch hört man an der Grenze das Rollen schwerer und schwerster Geschütze, deren erstes Auftreten 1914 mit bangem Staunen war erkannt worden, bang, weil wir diesen Riesenungetümen nichts entgegen zu stellen hätten. Wohl hat kein Krieg bisher so sehr die Vorteile der Verteidigung in den Vordergrund gestellt. Aber auch nur da, wo sie nicht an starre Befestigungslinien gebunden war. Wie Kartenhäuser sind dagegen weitaus die meisten, für außerordentlich stark gehaltenen Festungen und Festungssysteme dem ersten Ansturm erlegen, weil sie den schweren Geschützen das geeignete Objekt für ihre Wirkung boten. Ihre Aufgabe aber war eine moralische Niederlage und eine Vernichtung großer finanzieller Werte, so daß sie oft noch gehalten wurden, wenn eigentlich die Vernunft ein Aufgeben gefordert hätte. So zeigte sich die Feldbefestigung als weit weniger empfindlich gegen diese schweren Geschütze, und keine Feldstellung ist unter ihnen zusammengebrochen, weil sie ihrer Wirkung ausweichen konnte. Das ist eine Lehre, an der wir nicht achtlos vorübergehen dürfen.

Kein Krieg hat aber auch so sehr die Ueberlegenheit des Bewegungskrieges gezeigt, wie der heutige. Wo Entscheidungen fielen, war es bisher im Bewegungskrieg. Und wenn nicht alles trügt, wird auch jetzt die Entscheidung an der für unerschütterlich gehaltenen Westfront in der Rückkehr zum Bewegungskrieg um jeden Preis gesucht. Das Erstarren der Fronten war eine abnormale Entwicklung, die sich aus den beidseitigen Stärkeverhältnissen ergab und die durch den heutigen Stand der Technik begünstigt war. Dem raschen Bewegungskrieg aber vermag die ganz schwere Artillerie nicht zu folgen. Diese Ueberlegungen werden uns die durch andere Verhältnisse bedingte Entwicklung unserer technischen und artilleristischen Hilfsmittel erleichtern und uns nicht in ungesunden einseitigen Ausbau verfallen lassen, so sehr er uns sonst vielleicht nahe zu liegen scheint. Wir dürfen auf dem bisher betretenen Wege bleiben und wenn wir daneben durch gefestigtere Ausbildung weniger leicht empfänglich werden für jedes Windehen, das von außen weht, und wenn wir aus ihr heraus unsere Ansichten weniger rasch wechseln, so werden wir auch davor bewahrt werden, das, was der und jener an ganz verschiedenen Orten und unter ganz anderen Verhältnissen gesehen haben, gleich „anwenden“ zu wollen und werden dafür aus solchen Erfahrungen mehr eigene Schlüsse ziehen, nicht zum Schaden für den Wert des Heeres.

Diejenige Waffe, die die rascheste Entwicklung durchgemacht hat, und eine Entwicklung der wir folgen können, ist das Maschinengewehr, das aus einer sehr gerne gesehenen Hilfswaffe im Laufe des Krieges zu einer Hauptwaffe geworden ist. Es ersetzt heute vielfach das kostbarste Kriegsmaterial, den Menschen. Das dürfte für uns von noch weit größerer Bedeutung sein, als für die Kriegführenden um uns herum. Ein Maschinengewehr ist in

wenigen Tagen erbaut, bei guter Fabrikationseinrichtung, ein Mensch braucht 18—20 Jahre, bis er als Kriegsmaterial tauglich ist. Rohmaterial für Maschinengewehre können wir aus dem Ausland beziehen, ohne unsere Unabhängigkeit zu gefährden, Ersatz an Menschen nicht!

Mit der Vermehrung der Mitrailleureinheiten und den in der Front zu verwendenden Maschinengewehren aber ist es allein nicht getan, wir müssen über eine solche Reserve verfügen, daß der Verlust einzelner Gewehre gar nicht in Betracht fällt. Denn niemals wird die Fabrikation mit Abnützung und Verlusten Schritt halten können.

Es genügt auch nicht, pro Frontmeter oder Einheit so und so viele Gewehre zu haben, sie müssen auch bedient werden können, und zwar nicht nur durch die ihr organisatorisch zugeteilte Mannschaft, sondern von jedem der in der Nähe ist, gleichgültig, welcher Waffe er angehört, sicher aber von allen Infanteristen, Kavalleristen und technischen Truppen. Bei der heutigen Ausbildung ist gar nicht daran zu denken, diese Leute noch am Maschinengewehr schon in der Rekrutenschule auszubilden, da diese Ausbildung, wenn sie gründlich sein soll, und sonst taugt sie nichts, mehr Zeit erfordert, als man oft anzunehmen geneigt ist, wenn man Mitrailleure an der Arbeit sieht.

Maschinengewehre allein können auch den Kampf nicht bis zur Entscheidung durchführen, dafür wird man immer Infanterie brauchen, also braucht der Einzelne in Zukunft doppelte Ausbildung, als Infanterist und als Mitrailleur. Das geht nicht ohne Verlängerung der ersten Ausbildungszeit.

So viel noch über die technische Zukunft der Armee zu sagen wäre, muß ich hiemit abschließen, die Zeit für einen abschließenden Ausblick ist noch nicht gekommen.

VI.

Ich glaube, im Vorstehenden zur Genüge dargelegt zu haben, daß nach dem Krieg kaum eine Zeit allgemeiner und vollständiger Abrüstung kommen wird, daß eher das Gegenteil eintreten könnte. Damit müssen wir uns abfinden.

Es ist auch dargelegt worden, daß unser Heerwesen für den sicher zu erwartenden nächsten Krieg besser gerüstet dastehen muß, als es heute der Fall war, da nichts darauf schließen läßt, daß uns wieder eine lange Zeit zu gründlicherer Vorbereitung beschieden sein wird, wie dies in diesem Kriege geschehen ist. Diese lange Vorbereitungszeit darf uns nicht die Augen schließen für alles mangelhafte und friedensmäßige, das unserm Heer und allem was damit im Zusammenhang ist, angehaftet hat, dadurch, daß wir *heute* so wohlgerüstet dastehen und mit der Ruhe desjenigen der Zukunft ins Auge blicken dürfen, der getan hat, was in seinen Mitteln lag, um dem Kommenden gewappnet entgegenzutreten zu können. Wir dürfen aber auch heute nicht allzu selbstsicher das Erreichte als vollkommen ansehen, sondern müssen mit offenen Augen die noch immer bestehenden Fehler erkennen und bekämpfen wollen. Vor Augen halten müssen wir uns klar und deutlich, was an unserm heutigen Stand der Dinge als das Resultat der Friedensschulung von Anfang bestand und was durch die verlängerte Dienstzeit, die die Mobilmachung mit sich brachte, errungen wurde. Dieses letztere wird in längerer

Friedensperiode sehr bald wieder verschwinden, wenn nicht Grundlagen geschaffen werden, die den jetzigen durch den Krieg erzwungenen gleichkommen, oder ihnen noch überlegen sind. Vieles von dem, was heute gewonnen wird, geht in der Zeit zwischen zwei Mobilmachungen wieder verloren, weil es nicht im Anfange gründlich gelernt wurde. Auch in Zukunft aber müssen wir uns in allem auf das Wesentliche und Notwendige beschränken, diesem aber alle unsere Aufmerksamkeit, Zeit und Kraft schenken.

Im Vorstehenden ist versucht worden, auf einige wesentliche Punkte hinzuweisen. Noch erscheint aber die Zeit verfrüht, um bestimmte Vorschläge zu machen, es kann nur angedeutet werden, welche Entwicklung unser Heerwesen nehmen muß, um ein nächstes Mal von Anfang an den Grad der Rüstung zu besitzen, der uns dann allein vor Angriffen wird schützen können und der allein uns auch einem plötzlichen Eintritt in den Krieg mit Ruhe kann entgegensehen lassen. Noch ist ja vieles in der Entwicklung begriffen und läßt sich das Ende derselben nicht absehen, so daß man noch nicht sagen kann: So ist es und so muß es sein. Das aber kann heute schon übersehen werden, was nicht von außen beeinflußt wird, sondern was aus uns selbst heraus als mangelhaft, schwerfällig und ungenügend erkannt worden ist, und das sind gerade die Grundpfeiler des Aufbaues des ganzen Heereswesens.

Da mag wohl auch die Frage auftauchen, ob unsere politische Organisation als Bund vieler kleiner Staaten, die gerade auf die letzten Ueberreste einer einstigen Souveränität noch so sehr eifersüchtig sind, und ob das Milizsystem, das mit ein Ausdruck dieser politischen Entwicklung ist, den beiden Haupterfordernissen einer gründlichen Aenderung, der Zentralisation des Heereswesens in der Hand des Bundes, der verlängerten Ausbildungszeit und der Anerziehung von soldatischem Vertrauen und Verantwortungsfreudigkeit Genüge zu leisten vermögen, oder ob nicht unsere Entwicklung schließlich da anlangt, wo die andern heute auch stehen: bei einem Heeressystem mit langer Dienstzeit für die Kader.

Denn wo fehlt es am meisten? An der Ausbildung der Kaders! Und warum? Weil es nicht möglich ist, sich mit einer Sache nur so gewissermaßen nebensächlich, so alle Jahre einmal in den Ferien zu beschäftigen, und dabei doch etwas Vollkommenes zu leisten. Das bezieht sich in viel geringerem Maße auf die taktische Führung, als auf alles andere, was die Führung ermöglicht: Auf Ausbildung und Erziehung. Jene spielt ja im Grunde eine so verschwindend kleine Rolle und ist ja so sehr nur eine Sache des klaren Denkens und des zielbewußten Wollens und ist umso einfacher, je besser das Werkzeug, die Truppe ist! Das gilt namentlich eben für die Grade und Stellungen, in denen wir bisher so verschwindend wenig Berufsoffiziere haben. Es gilt aber in andern Sinne auch für die höchste Führung, die nicht zum wenigsten Kenntnis dessen ist, was die Truppe leisten kann. Was wären Hindenburgs strategische Pläne, wenn sie sich nicht darauf gründen könnten, daß das Heer ihren Anforderungen auch gewachsen sei?

Wenn wir aber die Dienstzeit für die Kaders so verlängern, daß der Dienst gewissermaßen Beruf wird, so nähern wir uns dem stehenden Heer so sehr, daß der Unterschied nicht mehr gar so groß

wäre. Könnten wir nicht hierin sogar eine ganz naturgemäße Entwicklung erkennen? Jene haben auf der schmalen Basis des Berufsheeres begonnen und sind durch die Entwicklung gezwungen worden, ihre Basis immer mehr auszudehnen, weil das Berufsheer zu wenig Kräfte ergab für die wachsenden Anforderungen der Zeit. Sie haben aber immer das Gute des Berufsheeres mit herüber genommen: den militärischen Geist, den Blick für das Wesentliche, die sparsame Verwaltung und die Tradition. Und wir haben gerade das Umgekehrte durchgemacht: Wir haben auf der breitesten Basis begonnen, mit der Bürgerwehr, in der alles Dilettanten waren, und haben erst mühsam den Blick für das Wesentliche, den militärischen Geist, die sparsame Verwaltung erlernen und erringen müssen, und das ging nicht, ohne daß sich immer mehr, und tüchtigere Kräfte das Wehrwesen zum Beruf machen mußten. Wir erkannten, daß das Wesentliche nicht die Menge ist, sondern die Güte. Und wir haben auch das Gute unserer Entwicklung sorgfältig bewahrt, nämlich die Beziehung aller Kräfte zum Dienste fürs Vaterland.

Dabei sehen wir ein Land die Entwicklung von der schmalen Basis aus, für die die andern Jahrzehnte, ja, mehr als ein Jahrhundert gebraucht haben, in wenigen Jahren durchlaufen, unter dem Druck eines einzigen Krieges. Wir sehen dort aber auch, wenn auch vielleicht noch nicht mit aller Deutlichkeit, die Mängel einer solchen überstürzten Entwicklung. An dieser Tatsache sollen wir nicht blind vorübergehen.

Und wäre denn das Kaderheer so etwas Undemokratisches und Schreckliches? Oder wäre es etwa gar Unschweizerisch?

Unschweizerisch ist doch nur das, was unserer historischen Entwicklung zuwiderläuft, was unserm Nationalcharakter Abbruch tut. Und nun tun wir uns doch gerade auf unsern kriegerischen Geist gerne etwas zu Gute und betonen unsere an Kriegsrühm so reiche ältere Geschichte; da dürfen wir nicht zurückstehen vor unsern Vorfahren, nur weil uns der letzte Schritt in der Entwicklung dessen, was sie begründeten etwas schwer erscheint.

Undemokratisch ist doch nur das, was nicht dem ganzen Demos zugute kommt und frommt. So ist einerseits der ganze Heeresorganismus etwas undemokratisches, weil es viele den andern gegenüber ungleich macht, sie ihnen vorsetzt und somit bevorzugt. Auf der andern Seite aber ist das Heerwesen die allerdemokratischste Einrichtung, die es geben kann: durch seine Schule sollen alle, und sollen alle gleich! Je besser sie ist, desto mehr nützt sie dem Ganzen, und am besten ist sie, wenn sie das zur Zeit Vollkommenste darstellt.

Nein. — Hinter unschweizerisch und undemokratisch verbergen sich andere Gedanken. Wir waren bisher gewohnt, im Kaderheer einen schroffen Gegensatz zu sehen zwischen Offizieren und Mannschaft, der uns unangenehm berührte, weil wir ihn nicht verstanden. Wir waren gewohnt, zwischen Militär und Bürger eine Kluft zu sehen, weil uns immer nur das zu Ohren kam, was eben tönte, und das war nicht das normale Gemeinsame, sondern es war da, wo die Interessen sich gegenüber standen.

Damit waren wir gewohnt im stehenden Heer etwas vom Volke losgelöstes zu sehen, nicht das Volksheer, wie wir es für uns in Anspruch nahmen.

Und nun stehen wir staunend vor der Tatsache, daß wir alles so falsch, so sehr durch eine kurz-sichtige Brille eines als Nationalstolz sich brüsten-den Eigendünkels angesehen hatten. Wir erkennen, wie sehr der uns so fernstehende Offizier mit seiner Mannschaft verwachsen war, und sie mit ihm. Wir sehen, wie ungeheuer tief alle die Kaderheere oder wie wir sie nennen, die stehenden Heere, mit ihren Völkern verwachsen sind.

Nun soll auch gar nicht bestritten werden, daß den stehenden Heeren Mängel anhaften, und angehaftet haben, an denen wir nicht achtlos vorbeigehen dürfen. Aber wir wollen ja auch kein stehendes Heer nach irgend einem Muster, wir suchen nur das Wesentliche heraus, das ihnen allen heute zu Erfolg verholfen hat.

Und das Wesentliche ist ihre Geschlossenheit und ihre Erziehungsart, die eine lange Anfangsdienstzeit als grundlegend erachtet und die für die Ausbildung Berufskader verlangt. Diese Erkenntnis darf für uns nicht abgeschwächt werden durch die Ueberlegung, daß ja wohl heute auch dort die Ausbildung eine sehr abgekürzte sei, und daß dort die Berufskader wohl kaum sich sehr mit ihr beschäftigen könnten und daß es *doch* gehe und zwar offensichtlich nicht schlechter als zur Zeit, da alle jene Voraussetzungen noch zuträfen.

Es ist nicht zu vergessen, daß heute die Verhältnisse für alle gleich sind, daß der Rekrut vielleicht in der Garnison zwar eine kürzere Ausbildung erhält, da alles, was nicht zur Erziehung zum Soldaten allein notwendig ist, der Front vorbehalten werden kann, daß er aus der Garnison in den seltensten Fällen direkt ins Gefecht geschickt wird, sondern vorher noch eine recht sorgfältige Weiterbildung durchmacht und daß, was vielleicht an Berufskader fehlt, durch die Kriegserfahrung der Auszubildenden und den Ernst der Sache voll und ganz aufgewogen wird. Und endlich darf nicht vergessen werden, daß ich hier über die Entwicklung nach dem Krieg spreche, für den nächsten Krieg, zu dessen Beginn wir uns wiederum Heeren gegenüber sehen werden, die in langer erster Ausbildungszeit von Berufssoldaten ausgebildet wurden.

Es scheint auch, als ob der heutige Krieg erweisen würde, daß es wohl möglich ist, in verhältnismäßig kurzer Zeit Heere aufzustellen, daß es aber mit der Aufstellung von Armeen allein nicht getan ist; sie müssen auch geführt werden. Es ist auch möglich, in verhältnismäßig kurzer Zeit Ausrüstung und Ausbildung durchzuführen, aber das allein führt nicht zum durchschlagenden Erfolge. Wohl das bestausgerüstete Heer scheint heute das englische zu sein, dessen rasche Aufstellung und ungeheure Vermehrung uns Achtung und Bewunderung einflößen muß.

Aber trotz zahlenmäßiger Ueberlegenheit, trotz vorzüglichster Ausrüstung, trotz wohl auch der körperlich größten Durchbildung, scheint es auch heute zu großen Operationen noch nicht befähigt zu sein, weil ihm in großen Verhältnissen geschulte Führer fehlen, denn alle seine Kriege der letzten Generationen waren Kolonialkriege, die wenig für Kriege mit Heeresmassen schulen, wie wir sie heute in Bewegung sehen, und weil das wenig zahlreiche stehende Heer überhaupt nur wenige höchste Führer benötigte.

Aus der Entwicklung des englischen Heeres können gerade wir viele wertvolle Lehren ziehen.

Denn England hatte von jeher viel Aehnlichkeit mit uns in seinen militärischen Anschauungen, und hat eine der unsern nicht unähnliche Entwicklung durchgemacht, nur ist seine Entwicklung eine doppelspurige. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie es in kurzer Zeit sprunghaft vom reinen Berufsheer zum Volksheer übergegangen ist. Aber das Berufsheer war etwas ganz bei Seite stehendes, das man im gewöhnlichen Leben kaum beachtete. Sonst war vor dem Krieg das Militärwesen etwas freiwilliges, ein dem Staate gebrachtes Opfer, nicht eine Bürgerpflicht. Auch England hatte sein Milizheer, wenn es auch mit dem unsrigen mit Bezug auf seinen militärischen Wert seit unserer Organisation von 1874 schon keinen Vergleich mehr aushielt: es entsprang eben ganz andern Ueberlegungen, weil neben ihm das stehende Heer bestand und genügenden militärischen Schutz zu bieten schien. Die Auffassung von der Bürgerpflicht, die der Waffendienst darstellt ist auch bei uns noch nicht so sehr alt und noch nicht durchwegs so feststehend, daß sie uns davor bewahren würde, oft mit Zorn und Mißmut festzustellen, daß andere viel weniger Dienst zu leisten hatten, als wir selbst. —

Wenn wir als etwas Wesentliches des Systems der Kaderheere die Berufsbildung der militärischen Erziehung erkannt haben, so sollte es nicht unmöglich sein, diese Erkenntnis auf irgend eine Weise in die Tat umzusetzen. Dabei darf man wohl auch annehmen, daß etwas, was man einmal erlernt und dann längere Zeit betrieben hat, z. B. ein Jahr lang ununterbrochen, daß man das berufsmäßig kann. Es darf auch nicht verkannt werden, daß Dinge, die nicht zu ändern sind, die aber schon von langer Zeit her als etwas sicher Eintreffendes in Rechnung gestellt werden können, einen gar nicht so sehr stören. Es muß ferner nicht vergessen werden, daß man in jungen Jahren noch selten so in einen Beruf und eine Lebensstellung hineingewachsen ist, daß man nicht ohne wesentlichen Schaden, für längere Zeit etwas anderes betreiben könnte. Es ist auch eine nicht zu verkennende Tatsache, daß es ein Alter gibt, in dem man wiederum leichter sich aus seiner Stellung loslöst, weil man sein Lebenswerk nun ruhig in andere Hände legen kann, sofern nur ein neuer Wirkungskreis ein ökonomisches Äquivalent bietet.

Wir wollen und sollen nicht zum Berufsheer, nicht einmal zum ausschließlichen Berufsoffizierskorps zurückkehren, denn das hieße den Wert verkennen, der darin liegt, daß unsere Offiziere einen bürgerlichen Beruf betreiben und gelernt haben. Aber das Soldatenhandwerk soll ihr zweiter Beruf sein, und er wird es umsomehr, je besser wir verstehen lernen jeden nach seiner Berufstätigkeit zu verwenden, dieselbe für das Heerwesen nutzbar zu machen.

Als das zweite Wesentliche habe ich die innere Geschlossenheit der stehenden Armeen hingestellt. Auch sie muß bei uns kommen. Wohl ist sie bei den monarchischen Armeen schon dadurch gegeben, daß der Monarch als oberster Kriegsherr über die gesamte Land- und Seemacht gebietet, und deshalb nichts geschehen kann, ohne seine Kenntnis und seinen Willen, während bei uns die Staatsform einen solchen einheitlichen Willen nicht duldet. Ist es aber wirklich eine nicht zu ungehende Eigenschaft der Demokratie, daß sie stets in Tyrannenfurcht lebt, und dem Tüchtigen bald die Bahn verschließt,

weil sie fürchtet, er könnte sich zum Herrscher machen? Ist unsere Demokratie noch nicht bald alt genug, und noch nicht tief genug eingewurzelt, daß sie noch immer Gefahr läuft, umgestürzt zu werden, weil in den Händen eines Einzelnen viele Fäden zusammenlaufen. Würde heute der sich nicht der Lächerlichkeit preisgeben, der, vielleicht gestützt auf die Armee, sich wollte zum Diktator und Staatsoberhaupt, Fürst oder König, oder nur ständigen Präsidenten aufschwingen. Oder ist es die Furcht, militärisch und politisch in die Abhängigkeit eines großen Militärstaates zu kommen, die uns hindert, schon im Frieden Führung und Ausbildung unseres Heeres in irgend einer Form in *eine* Hand zu legen. Ich dünkte, eine solche Absicht, wenn sie überhaupt aufkommen könnte, müßte doch in unserm republikanischen und demokratischen Volke schon im Keime ersticken an der Gesinnung jedes Einzelnen, der mit der Sache zu tun bekäme. Es wäre also klein gedacht von unserm Volke, wenn man die Möglichkeit einer einheitlichen Leitung des Heerwesens von vorneherein und für alle Zeiten ausschließen wollte.

Wir sind ja auf diesem Wege schon einen ganz gewaltigen Schritt vorwärts gekommen, dadurch, daß die Kommandanten der Heereseinheiten ständig geworden sind. Da ist es doch eigentlich nur noch der letzte Schritt auf diesem als notwendig erkannten Wege, wenn auch der oberste Führer, der General, zu einer ständigen Einrichtung würde.

Wenn so Leitung und Führung in einer Hand vereinigt das Höchste zu leisten im Stande sind, so ist gleiche Geschlossenheit und Einheitlichkeit in der Verwaltung eine Forderung, die an sich, ohne jene erste, sich aufdrängt, weil nur mit ihr ein rationeller und billiger Betrieb möglich ist, und das wird nach dem Kriege eine Bedingung sein von allergrößter Wichtigkeit, die heute schon ins Auge gefaßt werden muß. Auch sie stellt sich nur als letzter Schritt dar, auf einem Wege, den wir schon längst betreten haben, und den wir bisher nur aus mangelnder Erkenntnis der drohenden Gefahr und aus demokratischer Furcht, ganze Arbeit zu leisten, nicht zu Ende zu gehen wagten, trotzdem wir das Ende schon längst als gut und erreichbar angesehen haben — bis uns die Notwendigkeit dazu zwang. Heute leben wir in Manchem unter dieser einheitlichen Leitung und genießen ihre Vorteile als etwas Selbstverständliches. Das soll uns doch eine Lehre sein, daß sie als selbstverständlich bleiben und erhalten werde, sie ist durch die Mobilmachungskosten teuer erkauft.

Ich weiß, daß allem, was man an grundsätzlichen Neuerungen als notwendig hinstellt, das Schlagwort entgegengeworfen wird, es entfremde dem Volk seine Armee. Nichts ist weniger richtig, als dieses Schlagwort! Wenn etwas dem Volk die Armee entfremdet hat, so ist es das, worauf ich in einem früheren Abschnitt hingewiesen habe: Daß die Führer vielfach nicht verstanden, durch zielbewußte Arbeit dem Volk das Gefühl für die innere Notwendigkeit des aktiven Dienstes zu erhalten. (Die äußere Notwendigkeit wurde ja nur von ganz extremen Leuten und nur theoretisch bestritten.) Dann war es die Ungeschicklichkeit in der Erziehung, die viele Führer an den Tag legten, als notwendiges Resultat ihrer eigenen mangelhaften und ungeschickten Erziehung. — Man wird auch von der drohenden Herabminderung der Dienstfreudig-

keit sprechen, die durch die verlängerte Dienstzeit einreißen werde. Alle die das befürchten, denken klein und unwürdig von unserm Volk. Die Dienstfreudigkeit hat nur da gelitten, wo durch dilettantenhafte Beschäftigung das Gefühl der Ueber-sättigung mit Dienst eintrat, nicht da, wo durch wohlgedachtes Handeln der Führung immer und immer wieder das Gefühl durchbrach, daß man nie genug könne, um den Anforderungen eines Kampfes, in dem es um Leben und Sein geht, gewachsen zu sein. Das ist nicht Dienstfreudigkeit, wo durch Gutmütigkeit und Schwäche der Vorgesetzten, durch leichten oder „interessanten“ Dienst ein Gefühl des Ungebundenseins und der befriedigten Sports- oder Sensationslust oder gar der Bequemlichkeit den Ernst des Kriegshandwerks vergessen läßt. Nicht die Freude am Soldatenleben allein und seiner Sorglosigkeit hält ein Heer zusammen, sondern die Freude an der unbedingten Pflichterfüllung und Hingabe.

Schlußwort.

Ich bin am Ende meiner Darlegungen. Nicht, daß alles erschöpft wäre, was könnte gesagt werden. Aber es handelt sich heute noch nicht darum, dieses oder jenes notwendig Erreichbare vor Augen zu stellen. Das würde Kampf und Zwiespalt rufen und noch bedarf das Land und namentlich das Heer der innern Ruhe. Noch auch genügt der Druck von außen, um das zu schaffen, was wir heute zur Verteidigung unseres Landes als notwendig und möglich erachten.

Vieles aber, was uns jetzt als selbstverständlich erscheint, weil wir uns über seine rechtliche und gesetzliche Berechtigung keine Sorge zu machen brauchen, ist nur eine Maßnahme für heute und verschwindet mit der Veranlassung, die es gerufen, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß sein Nutzen für die Vorbereitung für den nächsten Krieg allgemein erkannt wird und es deshalb nicht mehr gemißt werden kann.

Heute gilt es die Augen offen halten, um nach dem Krieg mit Sicherheit den Weg zu erkennen, den die Entwicklung unseres Heerwesens nehmen muß, wenn es das Land davor schützen soll, später in einen Krieg der Nachbarn gegen seinen Willen hineingerissen, oder gar selbst, zur Befreiung irgend einer seiner „Nationalitäten“ angegriffen zu werden. Nichts bürgt dafür, daß dieser Krieg nicht ein Wiedererwachen der alten europäischen Rauflust und staatlichen Eifersüchtelei bedeutet, daß nicht sein verhältnismäßig günstiger Ausgang da und dort Begehrlichkeiten erweckt, die heute noch weit von der Hand gewiesen werden, weil man mit weniger bescheidenen Stücken noch vollauf beschäftigt ist.

Bei der Entwicklung nach dem Krieg braucht es sich gar nicht um vollkommene Neuschaffung zu handeln, sondern nur um einen neuen erweiterten Ausbau des Gebäudes, das 1907 nur eingedeckt, aber nicht vollendet wurde. Ich habe auch nur als Soldat gesprochen und muß es Erfahreneren und Berufeneren überlassen, die soldatischen Forderungen mit den volkswirtschaftlichen Möglichkeiten in Einklang und Uebereinstimmung zu bringen, in einer Weise, daß unser Land auch in Zukunft, auch nach dem Krieg, mit Zuversicht und Vertrauen auf seine Waffe sehen kann, weil es weiß, daß es alles

getan hat, was in seinen Kräften lag, um sie gut und scharf zu erhalten.

Vor etwas aber darf und muß heute schon gewarnt werden: Es darf nicht mehr gefordert werden, als das, was man aus Ueberzeugung für das Notwendige hält. Es darf nicht vorkommen, daß die Führer des Heeres aus Erkenntnis militärischer Notwendigkeit und in voller Berücksichtigung der finanziellen und staatsbürgerlichen Leistungsfähigkeit des Landes Forderungen aufstellen, die dann von andern leitenden Kreisen aus parteipolitischer und anderer Opportunität unterboten werden, kaum daß sie bekannt gegeben wurden. Es darf im Volke auch nicht mit dem Schimmer einer Möglichkeit der Gedanke aufkommen, daß, was ihm zum Entscheid vorgelegt werde, ein Markten zulasse, weil es zu hoch gespannt sei, so hoch gespannt in der Erkenntnis, daß doch Abstriche gemacht würden, welchen von vorneherein Rechnung getragen werden müsse, um das Notwendige zu erreichen. Das wäre undemokratisch, denn es ist ein Mangel an Vertrauen in die Einsicht unseres Volkes, und wäre mit diesem gespielt. Es darf in den Forderungen nicht über das Notwendige hinausgegangen werden, es darf aber nachher auch nicht zugelassen werden, daß an diesem Notwendigen das Geringste abgestrichen wird. Jeder Einzelne soll erkennen, daß seinen Interessen Rechnung getragen wurde, soweit es sich mit dem überwiegenden Interesse der Staatserhaltung vereinbaren läßt, daß aber das, was gefordert wird, nicht mehr zu umgehen oder abzuschwächen ist.

Ist es auch heute noch zu früh, schon an die Verwirklichung eines klar erkannten Zieles zu schreiten, so ist es nicht zu früh, über das nachzudenken, was man erlebt und sieht, und nach dem Ziel zu suchen und dem Weg, der zu ihm führt. Dazu sollte diese Arbeit anregen.

Major P. Keller.



BERN **A. KNOLL** **ZÜRICH**
Bahnhofpl. **yorm. Mohr & Speyer** Löwenplatz

**Offiziers - Uniformen
und Ausrüstungen**

Zivil-Bekleidung :: Sport :: Livrées :: Prima
Stoffe :: Eleganter Schnitt :: Erstklassige Arbeit

Herren-Armband-Uhren

für **Sport** und **Militärdienst** jeder Art und Preis-
lage in nur **garantierten** Qualitäten bis zu den feinsten
Präzisions-Marken von Weltruf. Stets die letzten
Neuheiten. Feldpost-Auswahlsendungen an die Herren
Offiziere bereitwilligst.

E. Leicht-Mayer & Co., Luzern (Kurplatz Nr. 29).